

(Nachdruck verboten.)

51

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Ach Fürst!“ rief die Frau mit der Brille und trocknete dabei die Hände an der Schürze ab. „Wie kommen Sie die Hintertreppe herauf, Sie, unser Wohlthäter! Ich bin ihre Mutter. Man hat mir mein Kind fast ganz zu Grunde gerichtet. Sie sind unser Retter,“ sagte sie und griff nach Nechjudow's Hand und bemühte sich, sie zu küssen. „Ich war gestern bei Ihnen. Die Schwester hatte mich so dringend darum gebeten. Sie ist hier. Hierher, hierher, bitte, mir nach,“ sagte die Mutter der Schustowa und geleitete Nechjudow durch die enge Thür und einen kleinen dunkeln Korridor, indem sie unterwegs bald das aufgeschürzte Kleid, bald ihr Haar in Ordnung brachte. „Meine Schwester ist die Kornilowa. . . Sie haben sicher von ihr gehört,“ fügte sie im Flüsterton hinzu und blieb vor einer Thür stehen. „Sie war in eine politische Affaire verwickelt. Ein sehr verständiges Weib.“

Die Mutter der Schustowa öffnete die Thür vom Korridor aus und führte Nechjudow in ein kleines Zimmer, wo vor einem Tisch auf einem kleinen Sofa ein nicht großes, starkes Mädchen in gestreifter Kostümtaille und blondem Lockenhaar saß, das ihr rundes und sehr blaßes, dem der Mutter ähnliches Gesicht umrahmte. Ihr gegenüber saß in einem Sessel zusammengekrümt ein junger Mensch im russischen Hemde mit gesticktem Stragen. Er trug einen schwarzen Schnurrbart und Wollbart. Die beiden jungen Leute waren augenscheinlich so in ein Gespräch vertieft, daß sie erst dann auffaßen, als Nechjudow schon in der Thür stand.

„Lida, Fürst Nechjudow, derselbe. . .“

Das blaße Mädchen sprang erregt in die Höhe, schob eine Haarlocke, die sich hinter dem Ohr hervorgebrängt hatte, zurecht und heftete ihre großen, grauen Augen erschreckt auf den Eintretenden.

„Also Sie sind das gefährliche Mädchen, für das Wjera Zefremowna gebeten hat!“ sagte Nechjudow lächelnd und streckte ihr die Hand entgegen.

„Zawohl, das bin ich,“ sagte Lydia und lächelte mit einem guten Kinderlächeln, wobei sie im ganzen Munde eine Reihe schöner Zähne entblöhte. „Tante wollte Sie so gern sehen, Tantenchen!“ wandte sie sich mit angenehmer, freundlicher Stimme zur Thür.

„Wjera Zefremowna war über Ihre Festnahme sehr betrübt,“ sagte Nechjudow.

„Hierher, oder noch besser, sehen Sie sich dorthin,“ sagte Lydia und deutete auf den weichen, schadhafte Sessel, von dem der junge Mann soeben aufgestanden war. „Mein Vetter, Sacharow,“ sagte sie, den Blick bemerkend, den Nechjudow auf den jungen Mann heftete.

Dieser begrüßte den Besuch mit ebenso angenehmem Lächeln wie Lydia selbst, und als Nechjudow sich auf seinen Platz setzte, nahm er sich einen Stuhl vom Fenster und setzte sich neben ihn. Aus dem Nebenzimmer kam noch ein blonder Gymnasiast von sechzehn Jahren und setzte sich schweigend auf die Fensterbank.

„Wjera Zefremowna ist mit Tante sehr befreundet, aber ich kenne sie fast gar nicht,“ sagte Lydia.

In diesem Augenblick kam aus dem Nebenzimmer in weißer Taille mit Ledergürtel eine Dame, deren Züge sehr verständig und freundlich waren.

„Guten Tag, schönen Dank, daß Sie gekommen sind,“ begann sie alsbald, nachdem sie neben Lydia auf dem Sofa Platz genommen hatte. „Nun, was macht Wjerotschka? Haben Sie sie gesehen? Wie erträgt sie ihre Lage?“

„Sie beklagt sich nicht,“ sagte Nechjudow, „sondern sagt, sie empfinde ein olympisches Selbstgefühl.“

„Ach, diese Wjerotschka; daran erkenne ich sie wieder,“ sagte die Tante lächelnd und schüttelte den Kopf. „Man muß sie kennen. Sie ist ein prächtiger Charakter. Thut alles für andre, nichts für sich.“

„Ja, für sich wünschte sie gar nichts, sondern war nur um Ihre Nichte besorgt. Es quälte sie hauptsächlich, daß man jene, wie sie sagte, ohne jeden Grund eingesperrt.“

„Das ist so,“ sagte die Tante, „ein schrecklicher Streich! Sie hat eigentlich meinetwegen gelitten.“

„Ganz und gar nicht, Tante,“ sagte Lydia. „Ich hätte auch ohne Dich die Papiere genommen.“

„Erlaub' schon, daß ich das besser weiß,“ fuhr die Tante fort. „Sehen Sie,“ fuhr sie, an Nechjudow gewandt, fort: „die ganze Geschichte ist daher gekommen, daß eine Person mich bat, ihre Papiere eine Zeitlang aufzubewahren; ich aber brachte sie, da ich keine Wohnung hatte, zu ihr. Und bei ihr wurde in derselben Nacht eine Hausdurchsuchung angestellt und sie samt den Papieren festgenommen. Dann hat man sie bis jetzt gefangen gehalten und von ihr verlangt, daß sie sagen soll, von wem sie die Papiere erhalten hat.“

„Das habe ich aber doch nicht gesagt,“ begann Lydia schnell und zupfte an einer Locke, die sie gar nicht störte.

„Ich behaupte auch gar nicht, daß Du es gesagt hast,“ erwiderte die Tante.

„Wenn Mitin festgenommen ist, so ist das durchaus nicht durch meine Vermittlung geschehen,“ sagte Lydia errötend und schaute unruhig um sich.

„Sprich doch nicht davon, Lydot'schka,“ sagte die Mutter.

„Warum nicht; ich will es erzählen,“ sagte Lydia schon nicht mehr lächelnd, sondern rot und strich ihre Locke schon nicht mehr zurecht, sondern wickelte sie um ihren Finger und schaute fortwährend um sich.

„Was ist doch gestern passiert, als Du davon zu reden anfingst?“

„Gar nichts. . . Daß, Mama. Ich habe nichts gesagt, sondern nur geschwiegen. Als er mich zweimal nach Tante und Mitin fragte, sagte ich gar nichts und erklärte ihm, ich würde keine Antwort geben. Da begann dieser Petrow. . .“

„Petrow ist ein Spion, ein Gendarm und Lumpenhund“, fügte die Tante ein, um die Worte ihrer Nichte zu erläutern.

„Da begann dieser Petrow mir zuzureden. Alles, was Sie mir mitteilen, sagte er, kann niemand schaden, sondern im Gegenteil. . . Wenn Sie sprechen, so befreien Sie Unschuldige. Ich sagte aber trotzdem, daß ich nichts verraten würde. Da meinte er: Nun schön, dann sagen Sie nichts, aber machen Sie mir auch keine Vorwürfe, wenn ich Ihnen etwas sage. Darauf begann er Namen zu nennen und nannte Mitin.“

„Sprich doch nicht davon,“ sagte die Tante.

„Ach, Tante, störe mich nicht. . .“ und sie zerrte unaufröhrlich an ihrer Locke und sah sich fortwährend um; „und plötzlich, denken Sie sich, am nächsten Tage erfahre ich — man teilte es mir durch Klopfen mit —, daß Mitin verhaftet ist. Nun denke ich, ich habe ihn ausgeliefert. Und das begann mich so zu quälen, das quälte mich dermaßen, daß ich fast um den Verstand gekommen wäre.“

„Und dabei zeigte sich, daß er durchaus nicht deinetwegen verhaftet war,“ sagte die Tante.

„Ja, aber das wußte ich doch nicht. Ich denke, ich habe ihn verraten. Ich gehe und gehe von einer Wand zur andern und muß fortwährend daran denken. Ich denke: „Du hast ihn verraten“. Ich lege mich hin, decke mich zu und horche — da klüffert mir jemand ins Ohr: „Hast ihn verraten, verraten — hast Mitin, Mitin verraten“. Ich weiß, daß das eine Hallucination, und kann doch nicht anders als zuhören. Ich will einschlafen — das kann ich nicht. Ich will nicht daran denken — das kann ich auch nicht. Es war schrecklich!“ sagte Lydia, mehr und mehr in Erregung geratend, wickelte eine Haarlocke um den Finger und wickelte sie wieder los und schaute fortwährend um sich.

„Lydot'schka, beruhige Dich“, wiederholte die Mutter und berührte sie an der Schulter.

Aber Lydot'schka konnte schon nicht mehr an sich halten. „Das ist deswegen schrecklich“, begann sie wieder, sprang dann aber, ohne zu Ende zu reden, schluchzend vom Sofa auf, hatte dabei an einem Sessel fest und lief aus dem Zimmer. Die Mutter stand auf, um ihr nachzugehen.

„Mühen aufgehängt werden, die Schuste!“ rief der Gymnasiast, der auf der Fensterbank saß.

„Was denn?“ sagte die Mutter.

„Ich sagte mir. . . O nichts,“ antwortete der Gymnasiast, griff nach einer Cigarette auf dem Tisch und begann zu rauchen.



Schundzwanzigstes Kapitel.

„Ja, die Einzelhaft ist schrecklich für die Jungen,“ meinte die Tante topfschüttelnd und zündete sich ebenfalls eine Cigarette an.

„Ich würde sagen: für jeden,“ erwiderte Rechljudow.

„Nein, nicht für jeden,“ antwortete die Tante. „Für richtige Revolutionäre, hat man mir erzählt, ist es eine Ruhe und Erholung. Jemand, der von der Polizei gesucht wird, lebt in ewiger Angst, in materieller Not und Furcht für sich, für andre und für die Sache. Wird er endlich festgenommen — ist alles vorbei, alle Verantwortung von seinen Schultern genommen, er kann dasitzen und ausruhen. Man hat mir erzählt, es sei geradezu ein freudiges Gefühl, wenn man festgenommen wird. Aber für die Jungen, die Unschuldigen (man nimmt immer erst die Unschuldigen fest, wie Ydya) — für die ist der erste Schoß fürchterlich. Nicht daß man der Freiheit beraubt wird, schlechte Nahrung, schlechte Luft erhält — das macht nichts aus. Man würde dreimal so viel Entbehrungen leicht ertragen, wenn nur nicht der moralische Schoß wäre, sobald man zum erstenmal verhaftet wird.“

„Haben Sie das erfahren?“

„Ja?“ „Ich habe zweimal gefessen,“ antwortete sie mit einem traurigen, angenehmen Lächeln. „Als ich zum erstenmal verhaftet wurde, hatte ich nichts verbrochen. Ich war 22 Jahre alt, hatte ein Kind und erwartete ein zweites. Wie schwer der Verlust der Freiheit, die Trennung von meinem Kind und Gatten mir damals auch fallen mochte, es war doch nichts im Vergleich mit dem Gefühl, das ich empfand, als mir klar wurde, daß ich aufgehört hatte, ein menschliches Wesen zu sein und eine Sache geworden war. Ich wünschte meiner kleinen Tochter Lebewohl zu sagen. Man sagte mir, ich sollte gehen und mich in den Wagen setzen. Ich fragte, wohin ich gebracht würde. Die Antwort war, das würde ich erfahren, wenn ich dort sei. Ich fragte, welches Vergehen ich beschuldigt sei, erhielt aber keine Antwort. Nachdem ich verhört war, man mich entkleidet und mir das Sträflingskleid mit einer Nummer angezogen hatte, brachte man mich zu einem Gewölbe, öffnete eine Thür, stieß mich hinein und ließ mich allein; eine Schildwache schritt mit geladenem Gewehr vor meiner Thür auf und ab und blickte bisweilen durch eine Spalte hinein — ich fühlte mich schrecklich niedergedrückt. Was mich damals am meisten erschütterte, war, daß der Gendarmerie-Offizier, der mich verhörte, mir zu rauchen anbot. Er wußte also, daß die Leute gern rauchen, und mußte folglich auch wissen, daß sie Freiheit und Licht lieben, daß Mütter ihre Kinder, Kinder die Mütter lieben. Wie konnte man mich dann aber so unbarmherzig von allem losreißen, was mir lieb und teuer, und mich wie ein wildes Tier einsperren? So etwas kann man nicht ohne böse Folgen ertragen. Wenn jemand an Gott und Menschen glaubt und daran, daß die Menschen sich gegenseitig lieben, so hört er nach diesem auf, daran zu glauben. Ich habe seit der Zeit aufgehört, an die Menschheit zu glauben und bin verbittert,“ schloß sie mit einem Lächeln.

Schustowas Mutter trat durch die Thür ein, durch welche ihre Tochter hinausgegangen war, und sagte, Ydya sei ganz außer sich und würde nicht herauskommen.

„Warum ist dieses junge Leben nur zu Grunde gerichtet?“ sagte die Tante. „Es thut mir besonders weh, weil ich die unfreiwillige Veranlassung war.“

„Gott wird geben, daß sie in der Landluft Besserung findet,“ sagte die Mutter; „wir wollen sie zum Vater schicken.“

„Ja, wenn Sie nicht wären, wäre sie ganz zu Grunde gegangen,“ sagte die Tante. „Ich danke Ihnen. Sehen wollte ich Sie deswegen, um Sie zu bitten, daß Sie Wjera Jefremowna einen Brief übergeben,“ sagte sie und zog ein Schreiben aus der Tasche. „Der Brief ist nicht versiegelt; Sie können ihn durchlesen und zerreißen oder übergeben, was Sie mit Ihrer Ueberzeugung am besten vereinigen,“ sagte sie. „Es steht nichts Kompromittierendes in dem Brief.“

Rechljudow nahm den Brief und versprach, ihn zu überliefern. Dann stand er auf, verabschiedete sich und trat auf die Straße hinaus.

Den Brief versiegelte er, ohne ihn durchgelesen zu haben, und beschloß, ihn an seinen Bestimmungsort zu befördern.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die letzte Angelegenheit, die Rechljudow in Petersburg festhielt, war die Sache der Sektierer, deren Bittgesuch er

durch seinen früheren Regimentkameraden, Flügeladjutanten Bogatyreff, dem Zaren persönlich überreichen lassen wollte. Er kam am Morgen zu Bogatyreff und traf ihn zwar im Begriff auszugehen, aber noch beim Frühstück. Bogatyreff war ein nicht großer, aber stämmig gebauter und ungewöhnlich kräftiger Mann (er konnte Hufeisen gerade biegen). Dazu freundlich, rechtschaffen, offenherzig und sogar liberal. Trotz dieser Eigenschaften war er bei Hofe beliebt, war ein großer Verehrer des Zaren und seiner Familie und brachte es wunderbarerweise fertig, bei seinem Verkehr in diesem höchsten Kreise nur das Gute zu sehen und an dem Schlechten und der Korruption nicht teilzunehmen. Er verurteilte niemals weder einen Menschen noch eine Maßregel, verhielt sich schweigend oder sprach mit lauter, kühner Stimme, schrie fast, was er zu sagen hatte, und lachte oft übermäßig stürmisch. Und das that er nicht aus diplomatischen Gründen, sondern weil sein Charakter so beschaffen war.

„Ah, das ist nett, daß Du zu mir kommst! Willst Du nicht etwas frühstücken? Setz Dich, das Breefsteak ist famos! Ich fange immer mit etwas Kräftigem an — fange damit an und schließe ebenso. Ha! ha! Gut, dann trinke ein Glas Wein,“ schrie er, auf eine Karaffe Rotwein deutend. „Ich habe an Dich gedacht. Ich will die Bittschrift überreichen. Werde sie eigenhändig überreichen. Du kannst darauf rechnen. Mir ist nur der Gedanke gekommen, daß es für Dich am besten ist, Dich an Taporow zu wenden.“

Rechljudow machte bei Erwähnung Taporows ein schiefes Gesicht.

„Von ihm hängt alles ab. Seinen Rat muß man jedenfalls einholen. Vielleicht kann er schon Deine Wünsche befriedigen.“

„Wenn Du mir dazu räthst, will ich hingehen.“

„Das ist schön. Na, und wie wirst Du denn mit Petersburg fertig?“ schrie Bogatyreff. „Erzähle, ah!“

„Ich fühle, daß ich einer Hypnose verfallte,“ erwiderte Rechljudow.

„Hypnose verfallte!“ wiederholte Bogatyreff und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Nimmst Du etwas? Gut, ganz wie Du willst,“ und er wischte seinen Schnurrbart mit der Serviette ab. „Also Du wirst hingehen, ah? Wenn er es nicht will, so gib die Bittschrift mir, und ich werde sie morgen schon überreichen. Nachdem er diese Worte herausgeschrien, stand er auf, befreuzigte sich ebenso unbekümmert, wie er sich den Mund gewischt, und begann den Säbel umzuschallen.“

„Und nun leb' wohl; ich muß gehen.“

„Wir gehen beide,“ sagte Rechljudow, schüttelte Bogatyreffs kräftige, breite Hand und trennte sich in dem angenehmen Gefühl, welches der Eindruck von etwas Gesundem und unbelüßt Frischem ihm stets erweckte, an der Thürschwelle von Bogatyreff.

(Fortsetzung folgt.)

Honig.

Vielen ist der Honig nur dem Namen nach bekannt; andre dagegen genießen mitunter ein Erzeugnis, welches zwar den Namen Honig führt, aber auf denselben gar keinen Anspruch machen kann. Was wird nicht alles heutzutage dem Publikum als Honig unter einem gut klingenden Titel angeboten: Schweizer-Tafelhonig, Alpen-träuter-Honig, Schlesi'scher Fenchelhonig, Chilehonig, Galzischer Honig, Amerikanischer Honig und wie die vielfach angepriesenen Surrogate alle heißen mögen. Keines dieser meist ausländischen Erzeugnisse, welche durchweg künstliche Fabrikate sind, denen des Geschmacks wegen ein kleiner Prozentsatz Honig beigemischt ist, haben die medizinischen Eigenschaften, welche nur dem echten, reinen Naturhonig eigen sind.

Reiner Naturhonig besteht vorzugsweise aus Trauben- und Fruchtzucker mit etwas Rohrzucker, sämtlich in feinsten, durch die Pflanzenorgane bereiteter Beschaffenheit; außerdem enthält er noch ätherische Oele, die ihm in Verbindung mit etwas Ameisensäure das köstliche Aroma und den eigentümlichen Honiggeschmack geben. Gegen dieses Naturerzeugnis stehen alle fabrikmäßig hergestellten Zuderarten weit zurück.

Berühmte Aerzte haben in trefflichen Schriften nachgewiesen, daß reiner Honig, mäßig genossen, weit leichter verdaulich ist als der Zuder. Letzterer muß erst im Magen einen schwierigen Verdauungsprozess durchmachen, ehe er auffangefähig wird, er muß nämlich vorher im Magen erst in Honigzucker (Trauben- und Fruchtzucker) umgewandelt werden. Honig ist aber schon gewissermaßen verdaute Nahrung und kann als solche ohne weiteres vom Magen aufgesogen und ins Blut übergeführt werden. Guter reiner Schleuderhonig geht daher wie das Wasser unmittelbar in das Blut über,



ohne den geringsten Rückstand im Magen und Darmkanal zu hinterlassen. Daraus erklärt sich auch die kräftigende Wirkung guten Honigs. Er dient in hohem Grade dem menschlichen Körper bei seiner chemischen Umgestaltung zur Erwärmung und zur Entwicklung seiner Kräfte und ist somit, wenn er auch nicht das Leben für sich allein zu erhalten vermag, einer der ausgezeichnetsten Nährstoffe, die wir kennen. Das wußten die alten Deutschen besser, die Massen von Honig verzehrten und gesund und alt wurden.

Wegen der vorzüglichen Eigenschaften, welche der Honig allen künstlichen Zuckersubstituten gegenüber voraus hat, sollte bei Kindern und erwachsenen Personen, die an Verdauungsschwäche leiden, zur Verstärkung der Nahrung immer nur Honig statt Zucker zur Verwendung kommen. Als Nahrungsmittel für die Kleinen Säuglinge ist der Honig von außerordentlichem Wert, indem derselbe im Magen des Kindes ohne jeden Verfestigungsprozeß aufgelöst wird. Bei Kinderkrankheiten ist daher zu empfehlen, die Nahrung der Kleinen mit Honig zu versetzen. Ein besonderer Vorzug der Honigverfütterung liegt noch darin, daß durch denselben weder Gärung noch Säurebildung erregt wird. Reiner Schleimhonig in geringen Mengen mit Kaffee, Milch oder Brot genossen, wird selbst vom schwächsten Magen extrahiert; er erzeugt rasch ein behagliches Gefühl im Wohlbefinden und regelt und befördert die Verdauung. Selbst zum Verflüchen der einzunehmenden Früchte, des Backwerks und dergleichen ist Honig dem Zucker vorzuziehen.

Als Heilmittel leistet der Honig ausgezeichnete Dienste. Der Kranke sucht Hilfe, wo er kann. Mancher trinkt oft die fadeite Brühe von abgelohten Wurzeln oder sonst von Blüten und Pflanzenteilen, um wieder zu genesen, und in dem Honig besitzen wir das Feinste, Aromatischste und Heilsamste vereinigt, was uns die Pflanzenwelt bietet.

Honig birgt in sich jene Pilz- und bacillenstörende Ameisensäure, durch welche er auf alle Organe, mit denen er in direkte Berührung kommt, also auf Mundhöhle, Nasen, Kehlkopf und Magen, sowohl aseptisch, d. h. jeder Pilz- und Bakterienbildung vorbeugend, als auch antiseptisch, d. h. etwa vorhandene Würmer zerstörend und vernichtend, wirken muß. Für Orte, welche ärztliche Hilfe nur in stundenweiter Entfernung und unter großen Welposten erlangen können, ist der Honig ein geradezu unschätzbares Gut. Mit einem Eimer Wasser kann ein im Entstehen begriffenes Schandfeuer gelöscht, mit einem Glas Honig manche feimende Krankheit unterdrückt werden. Hat das Uebel aber um sich gegriffen, so kommt oft alle Hilfe zu spät. Wie manches Kind auf entlegenerm Dorfe hätte der möderischen Diphtheritis entrisen werden können, wenn rasch Honig zur Hand gewesen wäre. Während der letzten Influenza-Epidemien verspürten die Kranken auf den Honiggenuß sofort Linderung, und viele Personen schreiben es dem häufigen Genuß von Honig zu, daß sie von dem lästigen und gefährlichen Uebel verschont blieben.

Blutarmen und Verdauungsschwachen leistet der Honig besonders gute Dienste, und auch auf Kervenschwäche übt er einen überaus anregenden und stärkenden Einfluß aus. Er ist das beste Heizungs-material für den menschlichen Körper, und wenn es an der nötigen Körperwärme mangelt, der genicke viel Honig, er wird die belebende und wärmende Kraft desselben bald spüren.

Älteren Personen, Melonofescenten, Wöchnerinnen und allen Personen, welche an Leibesverstopfung leiden, dient der Honig als ein vorzügliches naturgemäßes Regulierungsmittel des Stuhlgangs, weil er die Schleimhäute der Därme wohlthätig anregt. Für unlustige, schwächlich und bleich aussehende Kinder, die ja immer gern Süßigkeiten lieben, wird Honig in Milch oder auf Brot gereicht, bei anhaltendem Gebrauch bald seine belebende und kräftigende Wirkung zeigen.

Zur Heilung äußerer Verletzungen, Wunden und Geschwüre hat der Honig ebenfalls sehr gut sich bewährt. Frische Schnittwunden, gleich mit Honig verbunden, heilen in kürzester Zeit; für äußere Geschwüre bereitet man eine vortreffliche Honigsalbe. Man nimmt halb Honig, halb Weizenmehl und rührt die Mischung durch Zugießen von wenig Wasser gut durcheinander, bis sie zähe wie Salbe ist. Läßt man einen Kaffeeöffel Honig in 1/4 Liter Wasser auflösen und abkühlen, so erhält man ein vorzügliches Gurgelwasser gegen Beschwerden beim Schlucken oder bei sonstigen Halsleiden. Selbst kleinere Wagnengeschwüre soll Honig rasch zusammenziehen, reifen und ausheilen. Ein Glas Honigwasser oder Wein- oder Rumgrog mit Honig bereitet bewirkt einen ruhigen Schlaf.

Die geschätzten Eigenschaften und Wirkungen besitzt allerdings nur das echte und naturreine Bienenzeugnis, nicht auch jene minderwertige Ware, die zu billigen Preisen in der Tagespresse angeboten wird. Wer daher vor Schaden bewahrt bleiben will, kaufe nur bei Imkern oder solchen Händlern seinen Honigbedarf ein, die ihre Ware direkt von Imkern beziehen und Gewähr für Echtheit und Naturreinheit desselben leisten.

Reiner Honig hat die Eigenschaft, daß er zur kalten Jahreszeit gleichmäßig krytallisiert — ein untrügliches Kennzeichen von seiner Echtheit —, während die andern unter dem Namen Honig angepriesenen Surrogate diese Eigenschaft nicht besitzen. Das honigverbrauchende Publikum gewöhne sich deshalb daran, den Honig nur in krytallisiertem Zustande zu kaufen und mache denselben durch Einstellen der Büchsen und Gläser in warmes Wasser selbst flüssig vor dem Genuß. Wer ganz sicher gehen will, ob er reinen Naturhonig hat, löse eine kleine Menge Honig in reinem Spiritus auf;

dem echter, naturreiner Honig löst sich völlig darin auf, ohne einen trüben Niederschlag zu hinterlassen. Die Farbe des Honigs ist kein entscheidendes Merkmal der Echtheit und Güte desselben. Sie ist bedingt durch die Blüten, von denen derselbe gesammelt worden ist, auch von der Bodenbeschaffenheit des Standorts der honiggebenden Pflanzen. Bei der Beurteilung des Honigs muß daher die Farbe unberücksichtigt bleiben und der Geschmack entscheidend sein. — („Kölnische Volkszeitung“).

## Kleines Feuilleton.

— Ein sonderbarer Eisenbahnversuch vor mehr als 70 Jahren. Der Mechaniker John Vallance aus Brighton hatte, wie „The Engenser“ erzählt, ein Patent auf eine pneumatische Röhreneisenbahn genommen. Im Jahre 1826 baute er auf dem Devonshire-Platz, oder in seinem dortigen Garten, aus Holz ein Rohr von 25 Meter Weite und 46,2 Meter Länge, dessen Enden mit entfernabaren Glashähnen geschlossen waren. In diesem Rohr lief auf Schienen ein kleiner Wagen, der einen senkrechten, die Rohrwandungen fast berührenden Holzschilde trug. Durch Dampfpumpen wurde die Luft vor dem Schilde aus dem Rohre gesaugt, wobei dieser Rohrteil geschlossen gehalten, der andre aber geöffnet wurde. Dadurch wurde eine geringe, für Menschen nicht wahrnehmbare Luftdruckdifferenz erzeugt, die zur Bewegung des Wagens nach der Seite der verdünnten Luft und des verminderten Luftdrucks genigte. Durch Umstellung von Klappen und durch entgegengelegtes Schließen und Öffnen der Röhrenden wurde die rückläufige Wagenbewegung erzielt. Eine Anzahl Parlamentsmitglieder besah diese Röhrenbahn, war vom Versuch sehr befriedigt und erklärte die Reifemethode für günstig, wenn man sie auf meilenweite Entfernungen ausdehnen könne. Ein gewisser Couling, wie es heißt ein russischer Ingenieur, berichtete die Erfindung seiner Regierung in sehr lobenden Worten und empfahl dringend, den Bau einer solchen Röhreneisenbahn für Wagen mit Rädern von 3—4 Meter Durchmesser von St. Petersburg nach dem Schwarzen Meere, wobei er die Erreichung einer Fahrgewindigkeit von 100 Kilometer in der Stunde als sehr wahrscheinlich hinstellte. In dem Versuchsrohr war die Fahrgewindigkeit eine nur geringe. Vallance machte weitere Versuche mit einem großen Wagen, der 20 Personen faßte. Die Versuche gelangen. Eines Tags verwandelte er seinen Wagen in einen Speisewagen, in dem die Passagiere ein reichliches Mahl einnehmen konnten, und hatte die Einführung von Postreifen und allerlei Bequemlichkeiten im Auge. Als erste, 9 1/2 Kilometer lange Linie sollte eine Röhrenbahn von Brighton nach dem Hafen Shoreham gebaut werden. Weil in der Versuchsfrede die Verminderung des Luftdrucks so gering war, glaubte man, das kilometerlange Rohr aus einer billigen dünnen Holz- oder Ziegelumwandlung herstellen zu können, ohne zu bedenken, daß solch leichter Bau unter der Erschütterung einer schnellen Fahrbelegung der Wagen zusammengebrochen wäre, und daß eine so geringe Differenz des Luftdrucks unmöglich eine Steigung von über 55 Meter überwunden hätte, von denen noch dazu 46 Meter auf die Stadt Brighton zusammengekrängt waren. Der Bau sollte 1 500 000 M. kosten, der Gütertarif 3 M. für die Tonne bei 1 M. Selbstkosten betragen. Vorausgesetzt wurde ein jährlicher Warentransport von 75 000 Tonnen. Der Personentarif sollte sich auf 5 M. für Hin- und Rückfahrt stellen. Der Erfindungsgeist Vallances und seiner Freunde ging weiter. Sie planten für 10 000 000 M. eine Röhrenbahn von Brighton nach London mit starkem Verkehr und sahen schon eine London—Brighton—Shorehamer Luftdruck-Transportgesellschaft, der sie eine Jahresdividende von 25 Proz. herausrechneten. Allein aus allen Plänen wurde nichts. Die Idee, in Röhren zu reifen, fand keinen Beifall, obwohl der Erfinder den Wünschen nach Licht dadurch entgegenkommen wollte, daß er die Rohrwandungen mit Fenstern zu versehen versprach. Vallance und seine Freunde hielten trotzdem noch jahrelang an der Erfindung fest und hofften, noch ihre Anwendung auf Kanälen und Eisenbahnen zu erleben, und schlugen auf Grund ihres pneumatischen Systems Untergrundbahnen vor. Die Idee geriet dann gänzlich in Vergessenheit, bis nach Jahrzehnten der Luftdrucktransport in veränderter Gestalt in den Rohrposten Gestalt und Leben gewann. — („Prometheus“).

## Medizinisches.

n. Die Wirkungen des Pilzgiftes treten an einem Beispiel klar hervor, daß kürzlich von Hegi an der Medizinischen Klinik der Universität Zürich behandelt und später in dem „Deutschen Archiv für klinische Medizin“ beschrieben wurde. Es handelte sich um einen Vater und drei Kinder, die eines Tags zum Mittagessen Pilze gegabt hatten, die allen gut mundeten. Die Pilze waren für echte Champignons gehalten, waren bis auf die grüne Oberseite des Hutes ganz weiß, auch blieb die Bruchstelle an der Luft unverändert. Die Ähnlichkeit mit dem echten Champignon wurde der Familie verhängnisvoll, denn der Pilz war kein solcher, sondern von der höchst giftigen Art Amanita virescenz, Fliegenpilz. Denselben Tag verbrachten Vater und Kinder noch bei völligem Wohlsein, 13 Stunden nach der betreffenden Mahlzeit aber meldete sich die Erkrankung. 36 Stunden danach starb zuerst der 15jährige Sohn, 57 Stunden danach der 10jährige Sohn, 73 Stunden danach die 13jährige Tochter, und nur der sehr kräftige 39jährige Vater kam mit dem Leben davon. Auffallend ist die lange Zeit, die



zwischen dem Gemüthe der Pilze und dem Auftreten der Erkrankung versichert. Das Krankheitsbild bestand im übrigen aus Merkmalen von Darmentzündung, die ganz plötzlich einsetzte, unlöslichem Durst, Wadenkrämpfen und schließlich Schläffigkeit. Der ältere Sohn starb in tiefer Ohnmacht, die übrigen Erscheinungen waren denen der Cholera täuschend ähnlich: Blaufärbung und Kälte der Glieder, ein leichenfarbenes Gesicht, kalter Schweiß, hohe Stimme u. A. Bei den andern beiden Kindern ließen die Leibschmerzen noch einmal nach, und sie schienen sich auf dem Wege der Besserung zu befinden, als plötzlich in beiden Fällen Bewußtlosigkeit eintrat. Die Pupille des Auges wurde weit und starr, es folgten Krämpfe am ganzen Körper und dann eine tiefe Ohnmacht und schließlich der Tod durch Lähmung des Atemcentrums. Während die Kinder derart auf schreckliche Weise untlamen, litt der Vater nur an geringen, nervösen Erscheinungen, auch zeigten sich keine Veränderungen des Bluts. Die Körper der verstorbenen Kinder wurden einer eingehenden Untersuchung unterzogen, die einiges Licht über die Wirkung des Pilzgiftes auf die verschiedenen Organe gestattete. Das Gehirn war auffallend weich, in der Leber und den Nieren waren Veränderungen sichtbar, wie sie bei der unter der Bezeichnung des gelben Leberichthmuses bekannten Krankheit aufzutreten pflegen. Von besonderer Wichtigkeit wäre es gewesen, wenn sich eine Versehung des Blutes durch das Pilzgift hätte feststellen lassen, dies war aber nicht der Fall, vielmehr erschien das Blut sowohl hinsichtlich der Zahl der roten Blutkörperchen als des Gehalts an rotem Blutstoff ganz normal; das Blut schien nicht ungewöhnlich verdünnt. Aus diesem Grunde ist Dr. Hegi zu dem Schlusse gekommen, daß die Theorie, bezugnehmend auf die Wirkung des Pilzgiftes herbeizuführen würde, nicht richtig ist. In welcher Weise nun aber das Pilzgift thatsächlich auf den Organismus wirkt, hat sich nicht feststellen lassen, obgleich Dr. Hegi dieserhalb einige Tierversuche vorgenommen hat. Es sei noch bemerkt, daß das Gift des Pflanzschwammes durch die Hitze des kochenden Wassers nicht zerstört wird, ebensowenig durch absoluten Alkohol. —

**Astronomisches.**

b. Ueber die Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis, der er am 28. Mai in Algier beigewohnt hatte, sprach am Mittwoch Herr Archenhold im Gebäude des Trepptower Fernrohrs. Die Ergebnisse seiner Reise schilderte er in launiger Weise. Das Hauptinteresse war natürlich der Finsternis selbst zugewandt und der im Moment der Totalität erscheinenden Corona. Dieser die Sonne umgebende Lichtschimmer, der nur bei einer solchen Gelegenheit sichtbar wird, ist in seinem Wesen noch vollständig unergründet. Viele vermuten einen Zusammenhang zwischen seinem Aussehen und der Periode der Sonnenflecken, derart, daß während eines Maximums der Sonnenflecken der Schimmer um die Sonne gleichmäßig verteilt ist, während er zur Zeit eines Minimums der Flecken im Äquator der Sonne am hellsten ist. Diesmal fiel die Finsternis in die Zeit eines Fleckenminimums, und thatsächlich extendirten sich einige Strahlen der Corona weit hinaus in äquatorialer Richtung, während um die Pole der Sonne sich nur ein leichter Schimmer zeigte. Die Sonnenfinsternis von 1905, die in Spanien wieder als totale zu beobachten sein wird, fällt in die Zeit eines Fleckenmaximums, und wird daher erlauben, die Richtigkeit der Annahme über das Aussehen der Corona zu prüfen.

**Bergbau.**

— Der Salzberg von Cardona. Bei Cardona in der spanischen Provinz Catalonien erhebt sich aus einer weiten Ebene ein bizarr geformtes Gebirge, welches mit seinen kahlen, nackten Finnen und Graten und mit den tiefen Ninnen und Schluchten, die es durchfurchen, ganz und gar dem Modelle eines alpinen Hochgebirges gleicht. Aber dieses Gebirge erhebt sich nur etwa 100 Meter über seine Umgebung, und die gesamte Fläche, die es bedeckt, besitzt nur eine Stunde Umfang. Seine Berühmtheit aber verdankt dieses Miniatur-Gebirge seiner mineralogischen Zusammensetzung; wir haben hier, schreibt die Zeitschrift „Himmel und Erde“, einen Berg vor uns, der fast ganz aus reinem Steinsalz besteht. Während sonst fast überall das Salz aus den Tiefen der Erde emporgeholt wird, wo es in einen wasserdrächtigen Mantel von thonigen Gesteinen eingebettet ist, erhebt es sich hier in mächtigen, weißen, gelben und rötlichen Felsen, auf deren Oberfläche das Regenwasser durch teilweise Auflösung des Salzes von scharfen Graten begrenzte kleine Wasserläufe erzeugt hat. Ein Bach salzigen Wassers fließt nach starken Regengüssen von den Gehängen des Salzberges ab, dem nahe vorbeistreichenden Cardonero zu. Neben dem zu teil völlig wasserklaren, in großen Würfeln brechenden Steinsalze finden sich nur noch bunte, tonige Zwischenlagen, die häufig gypsumhaltig sind. Das Cardona-Salz bildet eine Einlagerung in thonigen Gesteinen der Tertiärformation und wird in seinen reinen Varietäten in großen Steinbrüchen ausgebeutet, die jährlich über eine Million Centner produzieren. Das Salzgebirge ist natürlich vegetationslos und hebt sich mit seinen kräftigen Farben nur um so wirkungsvoller von den braunen Tönen der angrenzenden Ebene ab. —

**Technisches.**

— Die lithographische Schnellpresse. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Bei der bevorstehenden Gutenberg-

Freier wird man sich auch wieder der Erfindung Alois Senefelders, des ersten Lithographen, erinnern und der Schwierigkeiten gedenken, die der Popularisierung dieser Kunst früher entgegenstanden. Bis zum Jahre 1850 konnte man niemals mehr als 500 Drücke in Mittelformat, bei kleineren mehr, bei größeren weniger, von einem Stein pro Tag herstellen. Diese geringe Anzahl Abdrücke auf der bis 1850 allgemein verwendeten lithographischen Handdruckpresse verhinderte, daß die Lithographien zu solch billigen Preisen hergestellt werden konnten, wie Bilder auf der Buchdruckerpresse. Da ließ Herr Guesen in Paris im Jahre 1849 die erste lithographische Schnellpresse konstruieren, auf der nicht nur Abdrücke in seiner, sondern auch in mehreren Farben nacheinander gedruckt werden konnten. Diese Schnellpresse ermöglichte die Herstellung von mehreren tausend Abdrücken (ca. 3—4000) täglich und erhielt auf der Londoner Ausstellung 1851 die goldene Medaille. Ueber volle zehn Jahre blieb die lithographische Schnellpresse die einzige. Im Jahre 1861 ließ sich der bedeutendste Etiketten-Drucker in Paris, Herr Risson, von dem Associe des Herrn Guesen, Herrn S. Flegenheimer, die lithographische Schnellpresse zeigen und erklären. Seine Zweifel wurden behoben: Man lieferte ihm zur Probe 10 000 dreifarbige Lithographien in kürzester Zeit und zu einem Viertel des Preises, den die Herstellung auf der Handpresse erfordert hätte. Daraufhin ließ Herr Risson 9 Schnellpressen herstellen, die wohl noch heute im Betrieb sind. Damit war der Anfang zur Ausbreitung dieser Maschinenindustrie, die 1870 auch nach Deutschland übergriff, und heute werden wohl in jeder lithographischen Anstalt nur lithographische Schnellpressen verwendet. —

**Humoristisches.**

— Seine Fähigkeiten. „Alo, der junge Schmidt hat endlich einen Beruf erwählt.“  
 „So, was ist er denn geworden?“  
 „Dichter.“  
 „Kann! Hat er denn die Fähigkeiten dafür?“  
 „Gewiß; sogar die allerbedeutendsten — er hat einen Erbentz!“ —  
 — Grausam. Meyer (erregt): „Den „Dummkopf“ lasse ich nicht auf mir sitzen!“  
 Schulze: „Dann lassen Sie 'n sich doch abschneiden!“ —  
 — Im Heiratsbureau. Heiratskandidat: „Und wie sieht's nun den Auf dieser Dame?“  
 Vermittler: „Oh sag' Ihnen, sie trieft von Unschuld!“ —

**Notizen.**

c. Die Londoner Theater richten sich für den Sommer ein. Bei der Hitze, die gegenwärtig in London herrscht, findet ein Gedanke viel Anklang, von dem seit Jahren schon in London die Rede ist, für die Hundstage Sommertheater im Freien einzurichten, wie sie auch jetzt wieder in New-York eröffnet wurden. Die Eröffnung des ersten dieser Art steht schon für die nächsten Tage bevor. —  
 — Theaterbezirk. Die Magistrate der Städte Elmshorn, Tzeboe, Wisster, Glückstadt, Bornstedt und Uetersen sind zu einem gemeinsamen Theaterbezirk zusammengetreten. Den Verhandlungen lag eine von der Stadt Elmshorn ausgearbeitete Geschäftsordnung zu Grunde. Als Gewährleistung wurden 30 000 M. festgesetzt, zu deren Aufbringung die einzelnen Städte nach ihrer Einwohnerzahl und Zahl der Spielabende beitragen sollen. Es entfallen auf Elmshorn mit 36 Spielabenden 9913 M., auf Tzeboe mit 36 Spielabenden 11 171 M., auf Glückstadt mit 26 Spielabenden 3313 M., auf Uetersen mit 26 Spielabenden 3100 M., auf Wisster mit 13 Abenden 1381 M. und auf Bornstedt mit 13 Abenden 1123 M. —  
 — Glucks „Iphigenie in Tauris“ ist in der Bearbeitung von Richard Strauß am Sonnabend im Weimarer Stadttheater anlässlich der diesjährigen Goethe-Tage aufgeführt worden. Das Werk hat allgemein einen tiefen Eindruck gemacht. —  
 — Das erste deutsche Waffesteil wird vom 21. bis 24. März in Berlin gefeiert werden. Es wird bei dieser Gelegenheit an drei Tagen eine Auswahl aus dem Schönsten, was Vach der Welt geschenkt hat, zur Wiedergabe gelangen, und zwar sollen diejenigen Werke, welche, wie die Matthäus-Passion und in neuerer Zeit auch die H-moll-Messe, zu den bekannteren zählen, nicht auf dem Programm erscheinen. Die Aufführungen werden weltliche und geistliche Werke vokaler und instrumentaler Art in reichster Auswahl bringen. —  
 — Anton von Werner will im nächsten Jahr das Amt eines Vorgesetzten des Vereins Berliner Künstler nicht mehr übernehmen. —  
 — Bei Ausschachtungsarbeiten in Beirut fand man ein Gefäß mit etwa tausend Stück Münzen, meist Bronze, aber auch Gold, mit den Bildnissen Alexander des Großen und seines Vaters Philipp; der Fund wird dem Veiteler Museum einverleibt werden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 17. Juni.